

Sonderzahl

Lydia Mischkulnig

Worüber wir reden, wenn wir von Literatur reden

Vier Lektüren

Sonderzahl



Kultur

 Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

Diese Publikation wurde gefördert von der Stadt Wien, Kultur, sowie dem Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport.

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten. Die Nutzung für Text und Data Mining i.S.v. Art 4 (3) Richtlinie (EU) 2019/790 vorbehalten.

© 2026 Sonderzahl Verlagsges.m.b.H.

verlag@sonderzahl.at

Mommsengasse 2, 1040 Wien

Gesetzt aus der Quadraat und der NN Allegra

Druck: booksfactory

Umschlag von Matthias Schmidt unter Verwendung einer Fotografie von Ditz Fejer

ISBN 978 3 85449 715 8

Inhalt

ZU ANFANG

7

BACHMANNZEIT

31

JELINEKZEIT

57

ZWISCHENDURCH

77

MUTZENBACHERZEIT

81

DIE EIGENE ZEIT PLUS CARVER

101

PLATONISCHE ZEIT

121

AUS DEM HANDAPPARAT

133

ZU ANFANG

Das Licht war grell, so dass ich über die Schwelle in den Korridor stolperte, mich erst beim Tisch im Arbeitszimmer fing. Ich setzte mich, wartete, bis sich die Augen an die Verhältnisse gewöhnt hatten. Dann schlug ich das Buch auf, blätterte das Schmutzblatt um und begann langsam den Titel zu lesen. Ich stutzte. Wäre er auf mich allein zugeschnitten, müsste er lauten, worüber *Ich* rede, wenn *Ich* von Literatur rede.

Ich hatte den Titel überschrieben, ersetzte das Personalpronomen *Ich* durch ein *Wir*, um nur wieder zum Originaltitel zurückzukehren. Die Literatur ist ein Raum, in dem gemeinsam gedacht wird.

Schreibe ich über das Schreiben, das in diesen Zeilen eingestrickt ist, muss ich mich austricksen, um es dazu zu bringen, etwas über mich auszusagen. Weil das Denken über das eigene Schreiben nicht das *Ich* reflektiert, das nur im Prozess der Reflexion existiert, fühle ich mich gewürgt, als würde ich mit einer Schlinge um den Hals sprechen müssen. Darauf folgt nun ein Zögern. Ich greife nach der Schlinge und verwerfe die Phrase. So schreibe ich mich zügellos in meine Wildheit und trete in den Raum des heiligen Geistes der Einbildungskraft, schreite dort die immer gleichen Umwege ab, leuchte in die Winkel, um zur Erklärung zu finden, warum ich überhaupt

hereinwollte, wie es dazu kommen konnte, welche genaueren Umstände mich dazu verleiteten, hier den Anfang für eine Reflexion über das Schreiben zu finden, das sich bei einer Schriftstellerin wie von allein betreiben lassen sollte. Ich versuche aus der Umzingelung tippend zu entkommen, um das Chaos dieser Anforderung zu regeln. Ich möchte zu anderen sprechen, die Zeilen gedruckt sehen. Da fällt mir ein, dass das Ich ja ein anderer ist. Ich fühle mich sofort befreit, wenn das Ich nicht mit mir, der Autorin, identisch ist, sondern ein Ich des Textes ist, das den Projektionsraum aufschlägt, wo meine Lese- und Schreiberfahrungen eingeführt werden können. Das Ich wird aufgelesen und mit dem schreibenden Ich gekreuzt, um in der Echo-Kammer von einem reflektierenden Ich beschrieben zu werden. Das wird nochmals komplizierter, wenn der Text den Solipsismus hinter sich lässt und von einem anderen Ich gelesen wird. Will ich dessen Stimme überhaupt hören? Oder verbleibe ich mit meinem poetologischen Ansatz lieber im Selbstgespräch? Ich möchte zu anderen sprechen, denn ich bin neugierig auf die Reaktionen. Schutz brauche ich nicht vor Widerspruch, baue Distanz zum Ansporn ein.

Ich kam auf die Idee, den Standpunkt von mir zu entkoppeln, so weit in die Zukunft zu transponieren, wo es keine Antwort von mir mehr zu hören geben wird, um für Fragen nicht mehr erreichbar zu sein. Alles sagen und denken zu dürfen, ohne Schuld auf sich zu laden, ein Zustand der Verantwortungslosigkeit, das ist nur im Schreiben zu erfahren, solange es nicht vom Zweifel gestört oder befragt wird. Beschloss, meine Arbeit von einem absolu-

ten Ende aus zu betrachten, von einem Punkt der Gewissheit aus, nämlich der Gestorbenheit des Autors. So lässt sich das Futurum Exactum anwenden. Ich lese die ersten Zeilen zur Schreibzeit von heute und sage: Ich werde geschrieben haben. Angesichts des Todes, so wie ich es zu denken gewohnt bin (Thomas Bernhard erinnernd), ist alles lächerlich. Und Sie werden mir in diesem Punkt zustimmen, wenn Sie dies lesen. Diese Ihrige Zustimmung, wie ich sie mir vorstelle, hebt mein Vertrauen in den Dialog, der auf dem Verhältnis zueinander basiert und das Personalpronomen Wir, die erste Person Plural, im Titel zu verwenden erlaubt. Ich werde also geschrieben haben und zwar Folgendes:

In der letzten Zeit sind mir einst ans Herz gewachsene Bücher wiederholt auf den Geist gegangen, weil sie mich, medial verwertet, wieder aufgespürt haben. Die Überzeugung, sie wegen ihrer formalen Vorzüge und inhaltlichen Radikalität als gegessen vergessen zu können, war dadurch widerlegt. Was ist an Bachmann bis heute aufrüttelnd und ragt in meine Schreibdisposition durch die Erregung von Selbstzweifel herein? Um die Dosis des lähmenden Giftes gering zu halten, treffe ich mich zuweilen mit Kolleginnen, nämlich mit der Literaturwissenschaftlerin Brigitte Schwens-Harrant und der Zeithistorikerin Christa Zöchling zu Diskussionen über uns wichtige, schon nahezu vergessene Bücher, die wir gemeinsam aussuchen, immer passend zu einem Motto, weswegen unsere Reihe »STICHWORT« heißt. Zwei der in diesen Texten vorkommenden Bücher, *Neid* von Elfriede Jelinek, *Der Fall Franza* von Ingeborg Bachmann, wur-

den in dieser Gesprächsrunde schon auf der Bühne des literarischen Quartiers der Alten Schmiede durchgenommen. Da auch diskursive Auseinandersetzung mit Literatur nachwirkt, begleiten mich diese beiden Bücher durch die Reflexionen über mein Literatur lesendes und schreibendes Sein. Der pornografische Roman *Josefine Mutzenbacher* diene als Material zur Beleuchtung männlicher Sexualität im künstlerischen Dokumentarfilm der Regisseurin Ruth Beckermann. Mich interessierte, ob der Roman auch etwas anderes kann außer sexuell zu erregen, und falls nicht, auch egal, einmal wollte ich ihn gelesen haben. Raymond Carver steht im Handapparat der brauchbaren Bücher für das eigene Schreiblabor, neben Werken von Kafka, Nabokov, Drakulic, Müller, dazwischen kommen die Franzosen, Schweizer, Südamerikaner, Japaner und so weiter vor. Die Literatur ist das bemerkenswerteste Reisebüro der Welt, sie bietet jegliche Abenteuer in allen Weltenteilen nebst Zeitreisen an. Möge die Hölle, die die Menschen anrichten, sich durch die Literatur als erkenntnisprühendes Studium für den Weg ins Offene erweisen. Auch die Literatur ist ein Korridor, stelle ich mir vor.

Das ist es, was meine Auseinandersetzung mit einer öffentlichen Auseinandersetzung über meinen Umgang mit der eigenen Literatur ausmacht. Im Erleben von Literatur beobachte ich meine Kritikfähigkeit und die Macht ihrer Auslöser. Ich beginne mit Notizen während der Lektüren, setze Schlagworte auf eine Liste und hinterher diese in Beziehung, sodass ich eine Liste erhalte, die fast Gedichtform annimmt. Aus ihr ergibt sich die Tonalität für

den Text. Skizzen entstehen. Ich spinne die Verbindungslinien zu einem Netz. Es wiederholen sich bei jedem Autor Worte, Motive, selbst Variationen, und sie geben Aufschluss über das Komponieren (nicht Komposition! Es geht um den Prozess.) von Dichtung. Einerseits muss es mir beim Schreiben möglich sein, Fremdlektüren mitzudenken, und andererseits muss ich meine Sicht der Dinge so flexibel halten, dass ich sprachlich frei bleibe, jede Erwartung von mir und an mich abstreifen kann, um eigene Perspektiven auszubilden. Das Nachdenken über das eigene Schreiben ist mit dem Lesen unauflöslich verquickt. Die Einflüsse aus den Literaturen bestätigen mein Gefallen an diesen, meine Lust am Ausdruck und den Glauben an etwas Erlösendes darin. Es gibt keinen besseren Zustand, als den, geschrieben zu haben. Ich will meine Sätze im Erfinden finden, oder findend erfinden. Woraus (worüber?) lassen sich Sätze formen? Ich bringe das auf das Papier gefetzte Material von Einfällen und Zufällen episodisch auf die Reihe, die wieder eine Ordnung aus Einflüssen und Ideen herstellt, um die narrative Struktur meiner Texte zu erreichen, und so kann ich folgern: Gestaltung ist Ordnung. Das Ich hat während des Schreibens und Lesens ein Resonanz- und Erfahrungsproblem zu bearbeiten, um überhaupt zu einem Ich-Subjekt zu werden. Ich frage mich, ab wann dieses Problem der Kommunikation sozialer Wesen für andere, die nicht persönlich im Gespräch sind, selbstverständlich wird. Das klingt kompliziert, ist auch nicht einfach. Die Frage irritiert mich.

Bachmann hat nicht für mich geschrieben, keine der hier erwähnten Autor*innen adressierte Literatur an ein-

zelne, und trotzdem lesen sich die Werke wie wohlmeinende Vertraute, die von Geschichten anderer berichten, als würden sie fragen, was denkst du dazu? Was erlebst du, wenn du zuhörst (liest)? Musst du nicht zerspringen vor Wut über die Schlechtigkeit der Welt? Nein, sage ich, denn die literarische Diagnose ist schon die Medizin. Resonanz auf meine Texte freut mich, da ich über die Rezeption mein eigenes Schreiben besser kennenlernen. Doch während des Schreibens darf ich keinen Gedanken an das Publikum haben, sonst legt sich die Schlinge wieder um den Hals und zieht sich zu. Was aber weckt meine Schreiblebensgeister, wenn ich Bachmann lese, wo doch die Welt durch und durch korrupt, irr und mörderisch ist? Sie fordert meine Urteilskraft: Bachmanns Einschätzung stimmt.

Und was noch?

Es ist, was es ist, sagt die Liebe.

Und was noch?

Es gibt keine andere Erklärung.

Diese Erfahrung hast du gemacht?

Ich sehe ein, dass hier jemand um seine und meine Hoffnung ringt.

Geh' bitte, sei ehrlich! Ist das alles?

Das ist alles.

Erich Fried:
Was es ist
/ Es ist Un-
sinn / sagt
die Vernunft
/ Es ist was
es ist / sagt
die Liebe /
... (1983)

Ich lese das Gedicht von Erich Fried als Antwort, um eine Möglichkeit zu finden, das unbarmherzig nervige Wahrhaftigkeitsdogma (wir müssen wahre Sätze finden) der Bachmann auszuhalten. Frieds lakonische Erklärung an die bedingungslose Liebe stärkt den Rücken und hilft,

die Stirn auch dem Dogma großer Sätze zu bieten. Literatur ermutigt zur Resilienz der Gefühle, sie nicht aus Überforderung zu verdrängen, lieber mit ihrer Kraft Widerrede gegen die Ungerechtigkeit zu leisten. Die Lakonie ist das Mittel, sich bei Laune zu halten.

Ich kam auf die Idee, die poetische Selbsterkundung als eine über die Bande gespielte Literatur-Exkursion ins Herz des Ichs zu veranstalten, weil ich mich als Oftmals-Leserin derselben Texte dabei ertappte, nur mehr die Machart zu studieren, um auf die Wirkung zu kommen. Doch der Odem der Sprachkunst ist etwas Besonderes. Diese Energie wollte ich begreifbar machen. Jedes Ich, das berührt, korrespondiert mit mir, ich antworte nach Möglichkeit auf sensibilisierter Wahrnehmungsstufe. Zunächst können mich die Landschaftsbeschreibungen bezaubern, dann die Physik der sprechenden Gegenstände, die Wesen und Halbwesen in Treppenhäusern, die einzelnen Einfälle und darauf die Gestalt ganzer Texte. Wo Selbstbezogenheit besteht, soll Mitgefühl werden, wo Schwurbel wuchert, Sprache werden. Aber Schwurbel kann auch Atmosphäre erzeugen. Kennen Sie etwa das Wort *pfotig*? Ich habe es für ein unbeschreibliches Empfinden erfunden, das mich befiel, als ich kurz davor war, eine Umarmung als Umarmung zu begreifen. Es fühlte sich an, als steckte eine Hand in einem zu großen Handschuh drin, der die Tastfähigkeit und den packenden Zugriff auf eine Stimmung und ihre beschreibenden, existierenden Worte verhinderte. Beim Schreiben des Wortes *pfotig* fühlte sich das Schreiben richtig pfotig an. Es war, was es war.